



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buttlar, Kurt Treusch von: Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland : ein
Nachklang zur Kaiserkrönung 1896

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

rein thatfächliche Frage mit Umsicht geprüft und so entschieden haben, wie sie jeder unbefangene Leser auf Grund seiner eignen Darstellung beantworten wird? Alles das ist eitel Spiegelfechtereie, dazu angethan und vielleicht darauf berechnet, die Nichtjuristen unter seinen Lesern irre zu führen. Mit einer sachlichen Erörterung, wie sie die Umstände des Falles erheischten, war freilich keine „Sensation“ zu machen; „Sensation“ aber macht es, wenn man über unerhörte Rechtsbrüche Wehe ruft und den Untergang eines Landes weissagt, in dem dergleichen ungestraft geschehen könne; „Sensation“ kann man sich davon vor allem in Frankreich versprechen, wo man ohnehin den bösen Prussiens gern jegliche Schandthat zutraut. Und Friedmann hat stets sein Publikum gut gekannt und immer mit Geschick die wirksamsten Mittel gewählt, es für sich zu gewinnen. „Bedenkt, ihr habet leichtes Holz zu spalten.“ Dabei fehlt es denn auch nicht an den handgreiflichsten Widersprüchen. Wir werden sehen, daß nach Friedmanns Meinung alle Verdachtsgründe, die gegen seinen Klienten überhaupt vorgebracht worden sind, leicht wie Spreu wiegen, sodaß man kaum verstehen kann, wie sich ernste Männer überhaupt mit ihnen haben befassen können. Und solche an sich ganz wertlose Dinge sollen gleichwohl ohne weiteres eine Kenntniss von der Person des Thäters begründet haben, die dem Beleidigten die alsbaldige Stellung des Strafantrags zur Pflicht machte?

(Schluß folgt)



Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland

Ein Nachklang zur Kaiserkrönung 1896

Von Kurt Treusch von Buttlar



ine wahre Hochflut von Zeitungsberichten hat sich vergangnes Frühjahr von der Krönung Nikolaus II. über Deutschland ergossen, und diese Berichte beschränkten sich nicht auf die Schilderung der Kaiserkrönung, sie wollten fast alle auch zugleich ein Bild von Land und Leuten geben. Heißt es da nicht Tauben nach Petersburg tragen, wenn man diesem vielstimmigen Zeitungskonzert noch einen „Nachklang“ folgen läßt? Was mich dazu ermutigt, das sind gerade einige Proben solcher Zeitungsberichte, die mir noch in Rußland in die Hände kamen. Was da alles „aus Moskau“ erzählt wurde, nötigte mir doch ein bedenkliches Kopfschütteln ab. Die meisten Berichterstatter waren ja nur die kurze Festzeit in Rußland, und die Gabe unsrer Journalisten, mit dem Urtheil rasch fertig zu sein, scheint in diesem Falle manche wunderliche Blüte gezeitigt

zu haben. Mir war es vergönnt, schon lange vor der Krönung in Rußland zu sein — die Krönung selbst erlebte ich nur zufällig mit, allerdings unter sehr günstigen Umständen —, und so glaube ich etwas mehr gesehen und beobachtet zu haben, als viele von den eigens zur Kaiserkrönung und zur Ausstellung in Nishnij Nowgorod entsandten Korrespondenten. Ich vermesse mich nicht, lauter neues zu bieten, und will mich ganz und gar nicht als gründlichen Kenner russischer Dinge aufspielen; aber es war mir doch möglich, namentlich infolge verschiedner verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen manchen Einblick in das russische Leben zu thun, gesellschaftliche Verhältnisse zu beobachten und mir ein Urtheil zu bilden über die Art, wie die Russen über Religion und Politik, über Rußland und Europa denken.

1

Etwas ähnliches an Glanz und Pracht wie die russische Kaiserkrönung werde ich wohl nie wieder sehen; diese Vereinigung abendländischen, zum höchsten Raffinement gesteigerten Prunks und morgenländischen Farbenreichtums, verbunden mit dem Pomp der byzantinischen Kirche, und das alles hineingestellt in die wirkungsvolle Szenerie des altertümlichen Moskaus mit seinen grotesken und doch durch die Einheitlichkeit des Charakters schönen Bauten: das ist etwas, was weder Rom noch Konstantinopel zu bieten vermag, dergleichen giebt es nicht ein zweitesmal.

„Welch Schauspiel, aber ach — ein Schauspiel nur!“ Fragt man nach dem Kern der Sache, so bleibt doch nur eine Illusion, die Illusion, daß der Herrscher aller Russen erst dann wirklich regierender Kaiser ist, wenn er sich in der engen alten Uspenskijs-Sabor, der Krönungskathedrale, die Krone aus Diamanten und Perlen aufs Haupt gesetzt und die heilige Salbung empfangen hat.

Und welche Opfer werden dieser Illusion gebracht! Zwanzig Millionen Rubel soll die Krönung der Regierung selbst gekostet haben, und das will ich gern glauben. Da ist aber doch noch gar nicht mit eingerechnet, was z. B. die Stadtverwaltung von Moskau, der Adel des Moskauer Generalgouvernements, alle die Korporationen und besondern Behörden ausgegeben haben. Dazu kommen die enormen Aufwendungen der fremden Gesandtschaften. Was haben sich allein die reichen Kaufleute und Klubs an Mieten zahlen lassen für die Überlassung ihrer Häuser in der Zeit der Krönung! Hunderttausende wurden gefordert und gegeben. Da sind ferner die Geschenke, die dem Kaiserpaar dargebracht wurden. Hätte jede Korporation, jede Stadt etwas anderes geschenkt, irgend etwas sinniges, auch etwas brauchbares, so könnte man sich gefallen lassen; ähnliche Darreichungen an Fürsten sind ja auch bei uns etwas übliches. Aber eine Stadt wie die andre, eine Behörde wie die andre, Adel und Kaufmannsgilde und Zunft: sie alle schenkten immer dasselbe, einen großen

silbernen oder goldnen Teller, auf dem sie „Salz und Brot“ überreichten, der alten Sitte der Begrüßung gemäß. In allen Juwelierläden Petersburgs und Moskaus sah man vor der Krönung solche Teller ausgestellt, gewöhnlich dreiviertel Meter im Durchmesser, in allen Formen und Stilarten, vielfach wunderbar künstlerisch ausgeführt, manche in massivem Gold mit entzückender Emailmalerei.

Aber nicht nur freiwillig haben die Russen ihrer loyalen Gesinnung opferfreudig Ausdruck gegeben. Gewisse Opfer wurden von der Regierung dem Volke als etwas selbstverständliches einfach auferlegt. Ich führe nur ein Beispiel an. In der Zeit vom 20. April bis zu Anfang Juni wurde auf der Nikolai-Bahn, der Bahn zwischen Moskau und Petersburg, der Güterverkehr aufgehoben. Die Bahn hatte mit dem Transport von all den unzähligen Dingen, die der Krönung wegen aus Petersburg nach Moskau geschafft werden mußten, genug zu thun: man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Anzahl von Wagen und Pferden allein der kaiserliche Marstall zu befördern hatte. Fast jeden Tag wurden auch Extrazüge eingeschoben für die Hofbediensteten aller Art, die in der Vorbereitungszeit hin- und herfuhrten. Welch ein Apparat wurde in Bewegung gesetzt bei der Überführung der Kroninsignien nach der Krönungsstadt! Und dann mußte ja ein großer Teil des Gardekorps aus Petersburg nach Moskau geschafft werden. Wenn also nicht alles drunter und drüber gehen sollte, mußte der gewöhnliche Verkehr einigermaßen eingeschränkt werden. Aber ungeheuerlich bleibt doch die Thatsache, daß für anderthalb Monate die wichtigste Bahn des Landes, die Verbindung des Innern mit der Ostsee, keine Waren beförderte. Was das für den Handel bedeutet, sieht jedes Kind. Es klingt unsern Ohren wie ein Märchen, und dergleichen ist auch nur in einem so märchenhaft organisierten Staat möglich. In solchen Maßregeln zeigt das russische Reich, wie nahe sein politisches System noch dem asiatischen Despotismus steht. Ein Protest — und es hätte ja nur ein ganz schüchtern sein können — war einfach aussichtslos. So viel ich weiß, ist zuletzt nur bei Waren, die für die „allrussische Ausstellung“ in Nishnij bestimmt waren, eine Ausnahme gemacht worden, aus sehr naheliegenden Gründen, da sonst dieses nationale Unternehmen ernstlichen Gefahren ausgesetzt gewesen wäre. Mehrfach hörte ich in Moskau die Befürchtung aussprechen, daß diese Maßregel gewiß eine Schädigung einzelner Geschäftszweige mit sich führen müsse, man sprach sogar von unvermeidlichen Bankrotten. Ob diese Befürchtungen eingetroffen sind, habe ich nicht erfahren. Daß einzelne Firmen enormen Schaden gehabt haben müssen, liegt auf der Hand. Gewisse Waren ließen sich nicht vor der Sperre auf Vorrat schicken, und nach Wiederherstellung der Verbindung kamen sie zu spät, so z. B. Naphtha zu Heizzwecken in Fabriken.

Eine solche Vergewandung von Nationalvermögen durch den Staat ist und bleibt unerhört. In kleinen brachten die Vorbereitungen zur Krönung dem

Moskauer Publikum auch sonst noch manche Belästigungen. Dazu gehörte das wiederholte genaue Abfuchen der Häuser an den Straßen, durch die das Kaiserpaar bei irgendwelcher Gelegenheit zu fahren hatte, die genaue Feststellung aller Persönlichkeiten, die sich z. B. am Einzugsstage aus einem Fenster der Iwerskaja usw. das festliche Schauspiel ansehen wollten u. dgl. Ich gebe aber zu, daß die Polizei bei der großen Verantwortung, die auf ihr lastete, eher zu viel als zu wenig thun mußte. Ob es für die Sicherheit des Herrscherpaares notwendig war, einen großen Teil der Studentenschaft aus der Stadt zu entfernen, wage ich nicht zu entscheiden. Selbst Leute, die vor Jahren und Jahrzehnten, vielleicht ganz unschuldig, jedenfalls ohne davon zu erfahren, als Studenten in die Liste der „Verdächtigen“ geraten waren, wurden zu ihrer Überraschung bedeutet, sich während der Krönungszeit an irgend einem idyllischen Orte „mehr im Innern“ aufzuhalten.

So fehlte es nicht an kleinen und großen Verstimmungen, während sich die Straßen mit bunten Obelisken und Triumphbogen füllten, die Häuser durch allerlei geschmackvollen oder auch geschmacklosen Zierat aus bunt bemaltem Holz ihre Fassaden verschönten, und bis zur Ermüdung der Reichsadler, die Kaiserkrone und das H und A (Nikolaus und Alexandra) auf Schilden aller Art zu „sinnigen“ Emblemen der Festfreude wurden. Durch die Stadt schwirrten Gerüchte, man müsse sehr vorsichtig sein in seiner Kritik: eine Dame sei in der Pferdebahn verhaftet worden, weil sie beim Anblick der bunten Dekorationen ausgerufen haben: „Zu was das alles! Man sollte doch lieber das Geld den Armen geben.“ Zwei Herren, die sich in einer Droschke abfällig über die Vorbereitungen geäußert hatten, sollten von dem Iswoschtschik geradezu auf die Polizeiwache gefahren worden sein: der Iswoschtschik sei ein Geheimpolizist gewesen.

Aber im großen und ganzen beherrschte doch nur eine Empfindung die Bevölkerung: freudig gespannte Erwartung der herrlichen Dinge, die da kommen sollten. Sie hatte ihren Reiz, diese Zeit der Erwartung, besonders auch für den Fremden, und es war ergötlich zu beobachten, wie sich das bunte, phantastische Moskau mit seinen gelben, grünen, hellroten und weißen Häuschen und seinen grotesken Kirchen in ein noch bunteres, phantastischeres, groteskeres Gewand hüllte. Die Bewohner lächelten wohl selbst über die schreiend grellen Dekorationen, namentlich z. B. die Bogen, Säulchen, Sterne u. dergl. im Alexandergarten am Kreml; mir schien gerade diese Art der Dekoration die einzig „stilgemäße.“ Sie mochte in der kindlichen Freude an den hellen Farben etwas häuerliches haben, dem „Mütterchen Moskau“ stand sie doch gut zu seinem alten Gesicht. Nur ein Schmucl wollte sich nicht einstellen: noch Anfang Mai waren die Bäume kahl, der Frühling zog erst kurz vor dem Kaiser ein und gab nun freilich mit seinem zarten jungen Grün dem festlichen Bilde der Stadt einen neuen, heitern Reiz.

Und nun kamen die festlichen Tage. Erst der Einzug des Kaiserpaars von dem Petrowskij-Schloß aus. Früher hatte das sein gutes Recht: das Schloß liegt an der großen Straße, die von Moskau über Twer nach Petersburg führt, und da war es ganz richtig, daß der Herrscher, der auf dieser Straße ankam, vor dem Einzug in Moskau in Petrowskij Halt machte. Jetzt kommt der Kaiser am entgegengesetzten Ende der Stadt, am Nikolaibahnhof, mit — der Eisenbahn an und fährt mit der Eisenbahn um die ganze Stadt herum, nur um die alte Überlieferung aufrecht zu erhalten, daß er durch die Straße aus Twer (Twerskaja) zum Kreml zieht. Aber auch abgesehen davon ist dieser Einzug ein Anachronismus in unsrer Zeit der Eisenbahnen: er ist wie ein Bild aus einer längstvergangnen Zeit; man muß an die Zauber-märchen denken, die einst die Phantasie des Kindes erfüllten, jene Märchen von einem Reich, wo alles in Gold und Edelsteinen blinkte, und ein unendlich reicher König mit einer unendlich schönen Königin auf dem goldnen Thron saßen. Diese goldnen Karossen, von sechs oder acht Schimmeln gezogen, dieser Zug von Kammerherren, Kammerpagen und Kammerlakaien in ihren über und über mit goldnen Treffen beladenen Rössen, mit den Läufern und den Leibmohren, es war wirklich wie ein Märchenbild in unserer nüchternen Zeit. Und voran die Tscherkessen und Kosaken in ihren flammendroten langwallenden Rössen auf den zierlichen Pferden, dann wieder die Gardékürassire (Chevalier-garde und die Garde à cheval) in Uniformen wie unsre Gardes du Corps, und die Garde-Husaren — Lejb-Guardi-Husaren spricht sie der Russe aus — in ihrem roten Uttila mit dem weißen Dolman über der Schulter, und in diesem Bild von Rot und Gold und Gold und Rot die Söhne Afiens, die vornehmen Basallen des Kaisers, in Seide und Sammet und Edelsteinen auf prächtigen Rössen, es war wie ein Märchen, ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

Dann folgte der Tag, wo sich der Zar Nikolaus II., ganz wie der unendlich reiche König im Märchen, die Krone auf dem Haupte, Szepter und Reichsapfel in den Händen, um die Schultern den schweren, golddurchwirkten Hermelinmantel, seinem Volke zeigte, neben sich die schöne Gemahlin. Hier wurde das Märchen zur Wahrheit: die herbe Schönheit der Zarin, ihre wahrhaft königliche Haltung, ihre herrlichen Augen werden jedem im Gedächtnis bleiben, der sie in diesen für sie bedeutungsvollen Stunden gesehen hat. Sie ist viel anmutiger als auf allen Bildern, namentlich fehlt der strenge Zug um den Mund, den die meisten Bilder aufweisen. Unvergesslich ist mir der Augenblick, wo sich das Kaiserpaar, nachdem es den Umgang durch den Kremlohof vollendet hatte, oben von der roten Treppe herab dreimal gegen das Volk verneigte: sämtliche Glocken des Kremls und der Stadt läuteten, die Kanonen brüllten, und alles übertönend erklang das Hurrageschrei der Volksmassen im Kreml und auf den Kais zu beiden Ufern der Moskwa.

Den Kaiser und die Kaiserin habe ich freilich bedauert: die Zeremonie

in der Uspenskijs-Sabor und der Umzug unter dem Baldachin müssen entsehrlich anstrengend gewesen sein. Das viele Seiten füllende Zeremonial der Krönung und Salbung auch nur zu lesen macht schon müde. Zu der Anstrengung der verwickelsten äußern Handlung kam beim Kaiser eine tiefe Gemütsbewegung: als er, allein knieend, während alle übrigen in der Kirche anwesenden stehen blieben, das Gebet für die Wohlfahrt seines Volkes betete, rollten ihm die Thränen von den Wangen herab. Ein ergreifender Augenblick, wie er sich dann erhob und allein stehen blieb, alle andern aber niederknieten zum Gebet für ihn. Bei dem Umzug durch den Kremlohof schritten der Kaiser und die Kaiserin hinter einander unter einem Baldachin, der zu meiner stillen Beängstigung von den allerältesten Generaladjutanten getragen wurde. Der Kaiser mußte genau darauf achten, daß er nicht zu schnell und nicht zu langsam ging, damit seine hinter ihm gehende Gemahlin ihren Platz unter dem Baldachin behielt: eine wirkliche Leistung bei den zahlreichen Biegungen des Wegs, denn von freier Bewegung war keine Rede in dem schweren Mantel. Dazu die riesige Krone, anderthalbmal größer als sein Kopf, und in den Händen Reichsapfel und Szepter! Kein Wunder, daß der Kaiser, der eine kleine, zierliche Figur hat, zuletzt fahlgelb aussah. Hatte doch das Kaiserpaar „programmgemäß“ vor der Krönung gefastet, da das Zeremonial verlangt, daß es die Krönung nüchtern vornimmt.

Wieder ein Märchen war die Illumination an den drei Abenden nach der Krönung. Die Illumination der Stadt war viel reicher und glänzender, als wir es kennen, aber doch etwa in der Art unsrer Festbeleuchtungen. Einzig in ihrer Art aber war die Illumination des Kremls: man kann gestoft sagen: dergleichen ist noch nie dagewesen, denn noch nie ist das elektrische Licht in solchem Umfang und in so geschmackvoller Weise zur Verwendung gekommen. Genau den vielgestaltigen Konturen der Kremltürme folgend erstrahlte in farbigem Licht ein Bild der Architektur des Kremls, das ihre Schönheiten erst zum Bewußtsein brachte. Über den roten, grünen und gelben Thortürmen aber leuchtete in silbernem Weiß der schlanke Turm des Swan Weliki weit hinaus in die Nacht.

Aber in den festlichen Glanz der Illumination fiel schon ein Schatten: die Polizei war ihrer Aufgabe, die ungeheuern Menschenmassen zu lenken und im Zaume zu halten, nicht gewachsen. Freilich, es handelte sich neben dem etwas besser geschulten großstädtischen Publikum um viel herbeigeströmtes Landvolk, das blind drauf loslief; aber es war, namentlich an dem ersten Illuminationsabend, auch nicht einmal der Versuch gemacht worden, das Publikum von den Wagenreihen fernzuhalten, ja auch nur in steter und vor allem geordneter Bewegung zu halten. Ein Strom kam von rechts, der andre von links, die einen blieben stehen, die andern gingen weiter. An den Ufern der Moskwa war kaum ein Schutzmann zu sehen, und wo einer stand,

war er diesem Tohuwabohu gegenüber machtlos. Geradezu fürchterlich war das Gedränge auf den Brücken und namentlich an den Zugängen zu den Brücken, hier liefen die Menschen, namentlich die Weiber einfach in die Pferde der Wagenreihen hinein; es ist ein Wunder, daß nicht mehr Unglücksfälle vorgekommen sind. Die Vorschrift, wonach die Wagen in einem großen Kreise durch die Stadt fahren sollten, erwies sich als zu künstlich. Manche Wagen mußten stundenlang, namentlich an den Brücken, halten bleiben; mit einem Wort, die Moskauer hatten Recht, wenn sie erklärten, Herr Wlassowskij könne zwar Iswoschtschiks anschnauzen und Dworniks peinigen, aber organisiren könne er nicht.

Raum von einem Menschen habe ich so viel in Moskau reden hören wie von dem Polizeimeister Wlassowskij. Er führte noch nicht den amtlichen Titel als Polizeimeister, weil dazu Generalrang erforderlich ist, er aber noch Oberst war; man erwartete, daß er nach der Krönung zum General ernannt werden würde. Aber es kam ganz anders. Wlassowskij gefiel sich in der Rolle eines Schreckgespenstes; in einem kleinen Wagen pflegte er durch die Stadt zu jagen, neben sich einen jungen Beamten, der, ein Büchlein in der Hand, alle kleinen Unregelmäßigkeiten aufzuschreiben hatte. Er erreichte seinen Zweck: die Goro-domoi (Schutzleute), die Droschkenkutscher und Hausmeister lebten in einer beständigen Furcht vor ihm. Wie oft habe ich ihn dahinsausen sehen, den einen Fuß auf dem Trittbrett des Wagens, das Raubtiergesicht vorgebeugt, wie zum Sprunge bereit. Besondern Staat machte er mit seinen Pferden, sie gehörten zu den schönsten in Moskau, und oft sah man ihn an einem Tage erst mit Knappen, dann mit Apfelschimmeln, dann mit Füchsen fahren, meist das Handpferd in der Gabel, das Sattelpferd spielend daneben. Auch damit, wie mit seinem ganzen Auftreten, wollte er Aufsehen erregen. Er hatte, so hieß es, den Befehl, „Ordnung“ zu schaffen in Moskau. Er hat denn auch erreicht, daß die Iswoschtschiks jetzt das „Rechtsfahren“ gelernt haben und in weitem Bogen um die an den Straßenecken aufgestellten Polizisten herumfahren. Außer solchen Kleinigkeiten aber ist es mit der „Ordnung“ wohl so ziemlich beim alten geblieben. Nur daß er noch sein Personal aufgefrischt hat; er hat eine große Zahl älterer, vielleicht allerdings zu bequemer Polizeibeamten durch junge schneidige Offiziere ersetzt; aber es ist nicht unmöglich, daß gerade das in den Krönungstagen von schädlicher Wirkung war: jedenfalls versagte die Maschine schon am Abend des Einzugstages, bei der ersten Illumination der Stadt. Einen hiedern Polizeiwachtmeister aus Petersburg (denn aus ganz Rußland waren Hilfskräfte herzugeholt worden) hörte ich über die schlechte Zucht der Moskauer Polizisten sein Entsetzen äußern. So liebenswürdig diese Leute in gewöhnlichen Zeiten sind, fast so wie die Londoner Konstabler, in diesen kritischen Tagen verloren sie vielfach den Kopf, bald wurden sie unnötig grob, bald fügten sie sich ohne Grund dem Andrängen des Publikums. Sie

hatten harte Arbeit in dieser Festzeit, und mancher ist kaum aus den Kleidern gekommen. Trotz der Unterstützung durch Kosaken und Militär erwies sich die große Zahl der Polizisten als zu klein.

Ein Vorwurf wurde dem Polizeimeister von Anfang an gemacht: überall, wo der Kaiser erscheinen konnte, wimmelte es zur Absperrung der Straßen von Polizei; wo ein Gedränge des Volkes zu befürchten gewesen wäre, fehlte sie. So an den Illuminationsabenden; so in der verhängnisvollen Nacht vom Freitag zum Sonnabend. Am Freitag Abend (17./29. Mai) fand die Galavorstellung im Großen Theater statt; dazu waren ganze Schwärme von Polizisten aufgeboden, denn der Kaiser war ja im Theater. Aber während die Vorstellung noch im Gange war, wälzte sich bereits draußen auf den Straßen, die nach Westen, nach Petrowskij und dem Chodynkasfeld führten, eine wahre Völkerwanderung. Ich ging um Mitternacht über einen Boulevard, er war schwarz von Menschen, die alle hinausjogen zum „Volksfest.“ Und das ging so fort die ganze Nacht hindurch. Schon während der Nacht war der vordere Teil des Chodynkasfelds, vor dem abgesteckten Festplatz, voll von Menschen. Aber keine Polizei, nicht ein Kosak war da. Angeblich sollte bei dem „Volksfest“ überhaupt möglichst wenig Polizei zur Verwendung kommen, um das Volk nicht in seiner „Freiheit“ zu stören. Ist diese Angabe richtig, so beweist sie, daß die russischen Behörden einen schwachen Begriff von ihrem niedern Volk haben. Was alle Welt in Moskau wußte, darauf mußten sich doch auch die Behörden besinnen: daß bei der Krönung Alexanders III. der Versuch gemacht worden war, vor der festgesetzten Stunde die Buden mit den „Geschenken des Kaisers“ zu stürmen; damals waren die Kosaken zur Stelle gewesen, hatten in die Menge hineingehauen und wohl auch einige Personen gründlich kampfunfähig gemacht. Ältere Leute besannen sich, daß bei einer frühern Krönung, wohl der Alexanders II., ein paar hundert Menschen erdrückt worden waren; damals war es freilich noch möglich gewesen, den Zeitungen Schweigen aufzuerlegen, und so war das Unglück vertuscht worden. Sedenfalls hatten die Behörden Grund zu der größten Vorsicht. Statt solche Vorsicht zu üben, war angeordnet worden, daß Polizei und Kosaken erst um 7 Uhr morgens auf dem Plage sein sollten, und bei dieser Anordnung blieb es, auch als es an „maßgebender Stelle“ bekannt sein mußte, daß sich die Volksmassen schon seit dem Abend ununterbrochen zum Chodynkasfeld wälzten.

Das Volksfest, der „*narodnij* *Prasdnik*“ ist auch ein Anachronismus, wie so vieles bei dieser Krönung. In frühern Zeiten fand das Fest auf dem Roten Plage am Kreml statt, da handelte es sich nur um ein paar hundert Menschen; später wurde der Exerzierplatz der Moskauer Garnison, eben das Chodynkasfeld, dazu ausgewählt, und das reichte aus, so lange es sich um ein paar tausend Menschen handelte. Platz haben ja dort auch hunderttausende; aber organisiren läßt sich für hunderttausende das Fest dort nicht. Jetzt, in

der Zeit der Eisenbahnen, ist es dem Landvolk auch aus entfernten Gouvernements möglich, an dem Feste teilzunehmen, das ursprünglich nur als eine Speisung des Moskauer Volks gedacht war; durch Fahrpreisermäßigung, ja teilweise durch Erlass des Fahrgeldes machte es die Verwaltung der Eisenbahnen auch Unbemittelten möglich, nach Moskau zu gelangen, um an dem Tage, der dem Volke gehört, den Zaren, der sich an diesem Tage seinem Volke zeigen will, zu begrüßen. Man mußte also auf hunderttausende gefaßt sein, und man war es auch, denn von den Bechern aus emaillirtem Metall, die der Kaiser seinen Unterthanen schenken wollte, waren 600 000 Stück (in einer Wiener Fabrik, wie man sagt) bestellt worden. Rechnete man aber mit hunderttausenden, so mußte man erst recht dafür sorgen, daß sich das Volk nicht selbst überlassen blieb. Man hatte die kluge Erfindung gemacht, die Volksmasse durch etwa zweihundert schmale Eingänge, durch die nur je ein Mensch gehen konnte, zwischen den Holzbuden, in denen die Geschenke des Kaisers lagen, hindurchzuleiten: beim Eintritt in den Festplatz sollte männiglich den Becher und ein Tuch mit Schwären und Näschereien erhalten. Nun zogen sich die Buden mit den trichterförmigen Zugängen in weitem Halbrund in das Feld hinein; wer aber aus der Stadt auf das Chodynkafeld will, geht selbstverständlich auf der Straße nach Petrowskij, und so war vorauszusehen, daß sich vor den fünfzig bis sechzig Zugängen in der Nähe der Straße die Menge stauen mußte. Ich sah die ganze Einrichtung ein paar Tage vorher, und wie ich, so hatten sehr viele ihre Bedenken, ob diese künstliche Zuleitung der Volksmassen zum Festplatz genügende Sicherheit biete; daß sich irgend ein kleines Unglück ereignen würde, darauf war man, wie ich vielfach hörte, durchaus gefaßt. Unheilvoll wurde der Graben, der sich gerade vor den fünfzig bis sechzig Buden an der Petrowskij-Allee hinzog, wie es hieß, ein von den Moskauer Truppen zu Übungszwecken ausgeworfener Schützengraben.

Schon vor dem Unglück hörte ich mehrfach die Frage, warum man die Volksmenge nicht verteilt habe? Bei Sokolniki, auf dem Jungfernfeld, so wurde vorgeschlagen, hätten kleine „Prasdniki“ veranstaltet werden sollen, damit sich nicht alles auf der Chodynka zusammendrängte. Aber was helfen nachträglich solche Betrachtungen! Das Furchtbare ist geschehen. Etwa dreitausend Menschen haben ihr Leben eingebüßt, und wenn man von Nikolaus des Zweiten Krönung sprechen wird, wird das Bild dieses Schreckenstags auch den Nachgeborenen vor Augen stehen.

Über den unmittelbaren Anlaß zu dem Unglück liefen in Rußland allerlei abenteuerliche Gerüchte um, und deutsche Zeitungen haben sie ihren leichtgläubigen Lesern eifrig wiedererzählt. Was ich durch Augenzeugen erfahren habe, ist mir das Wahrscheinlichste. Bis gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr morgens hatte sich die Menge ganz ruhig verhalten; freilich stand man in der Nähe der Buden schon so dichtgedrängt, daß es nicht unmöglich ist, daß bereits um diese Zeit

einzelne schwache Personen erdrückt worden sind. Etwa um $\frac{1}{2}$ 6 wurden plötzlich Leute mit Bechern und Tüchern gesehen; sie mußten unrechtmäßig in den Besitz der Geschenke gekommen sein, vielleicht durch die zum Austeilen bestimmten „Artelschts“, die um diese Zeit auf dem Platz erschienen sein sollen: die mögen ihren Verwandten und Freunden voreilig Geschenke zugesteckt haben. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Volksmassen, und es begann ein Schieben und Drängen nach vorn. Nun sah man auch einige Burschen auf die Buden steigen und die Becher unter die Zunächststehenden werfen. Da gab es kein Halten mehr. In der Angst, das Geschenk des Kaisers nicht zu erhalten, in blinder Wut stürmte die Menge vorwärts, wer in den Graben stürzte, blieb liegen, und über ihn weg trampelte man weiter, der Graben füllte sich, und über diese lebendige Brücke wälzte sich der Menschenstrom vorwärts. Hierin liegt das Furchtbare: alle sahen das Unheil, das sie anrichteten, und trotzdem stürzten sie besinnungslos weiter. Freilich wurden sie von hinten geschoben, und wer einmal eingekickt war, konnte kaum anders als schieben und sich schieben lassen. Aber es kam ja der Augenblick fürchterlicher Ernüchterung: mit einemmal begann die Menge zurückzustauen, und es wurde Luft. Für die im Graben liegenden — zu spät. Und so bleibt es dabei: das Greulichste an diesem Ereignis hat doch das Volk selbst verschuldet.

Man erzählte, eine Maßregel des Polizeimeisters habe zu dem Unglück besonders beigetragen: er wies die Fabrikbesitzer an, ihre Arbeiter in geschlossenen Haufen unter je einem Anführer auf dem Platz erscheinen zu lassen, um so Ordnung halten zu helfen. Diese Absicht verkehrte sich bei der Ausführung in das Gegenteil. Weil sich diese Arbeiterhaufen als geschlossene Banden sahen, glaubten sie es nicht nötig zu haben, mit dem übrigen Volk bis um 10 Uhr auf die Geschenke zu warten, gerade sie sollen zuerst begonnen haben, die Bretterbuden zu stürmen und einzureißen; viele von ihnen sollen betrunken gewesen sein. Die Nachricht, man habe mit dem Stürmen von Schnapsbuden begonnen, ist eine Erfindung: die Bretterhäuser mit den Bierfassern lagen auf der entgegengesetzten Seite der Festwiese, und Schnaps wurde überhaupt nicht verschenkt.

Wlassowskij ist in schwerer Ungnade seines Amtes entsetzt worden. Die Sühne war notwendig, und die Strafe ist gerecht, denn ihm lag es ob, mit der Polizeimacht rechtzeitig einzugreifen, sobald er erfuhr, wie groß die Menge war, die schon zur Nachtzeit hinausströmte. Und doch ist er schließlich mehr das Opfer des furchtbaren Unglücks als der Urheber. Die Schuld trägt die Thorheit, der Überlieferung zu liebe noch heute in der alten Weise dem Volke ein Fest zu geben, das den veränderten Zeiten nicht mehr entspricht; und die Schuld trägt das Volk selbst, freilich infolge einer Eigenschaft, für die es nicht verantwortlich gemacht werden kann: seiner Roheit.

(Fortsetzung folgt)

